

Das Private ist politisch

Jutta Bahr-Jendges im Gespräch mit Anna Hochreuter aus Anlass des 65. Geburtstags von Jutta Bahr-Jendges, Mitbegründerin des Feministischen Juristinnentages und der STREIT

A. Hochreuter: Weißt du noch, warum du dich entschieden hast, Jura zu studieren?

J. Bahr-Jendges: Ja, das weiß ich genau. Ich begann damals, im Treblinka-Prozess, dem ersten großen KZ-Prozess in Düsseldorf zuzuhören, der nach meiner Erinnerung etwa gleichzeitig mit dem Auschwitz-Prozess in Frankfurt lief. Den Treblinka-Prozess in Düsseldorf – wir wohnten in Krefeld – führte der Lebensgefährte meiner Mutter als Vorsitzender Richter. Ich war regelmäßig, soweit zeitlich möglich, Prozessbeobachterin und ich nahm genau wahr, dass dies eine Gelegenheit war, einerseits meine eigene Geschichte aufzuarbeiten, weil ich Tätertochter bin, 1943 geboren, Tochter eines Nationalsozialisten aus dem Propagandaapparat, der Zeit seines Lebens Nationalsozialist geblieben ist, bis ins hohe Alter. Andererseits nahm ich genau wahr, dass dies die Gelegenheit war für die Republik des bürgerlichen Wiederaufbaus, die Verbrechen der Nazizeit als Geschichte, auf eine Bühne, nämlich vor Gericht zu stellen und der Geschichte einen Platz außerhalb der bürgerlichen Köpfe und Herzen zu geben, ohne innere Anteilnahme und Trauer, jedoch der Erwartung des Auslands nach Aufarbeitung des Geschehens nachkommend. Im Laufe dieses Prozesses, der mich sehr beschäftigt hat, – bzw. schon während der langen Vorbereitungszeit des Prozesses, die ich zu Hause mitbekam, – wuchs der Entschluss: Ich will Jura studieren, unter dem Motto: Ich will durchschauen, was um mich herum geschieht und was geschehen ist. Ich will verstehen. Später bin ich dann eine große Anhängerin von Hannah Arendt geworden und ihres grundlegenden Motivs: Ich will verstehen.

A. Hochreuter: Dann hätte es ja auch Geschichte sein können, aber Jura war mehr mit Politik verknüpft?

J. Bahr-Jendges: Es stand für mich im Zusammenhang. Wenn ich Geschichte studiert hätte, oder auch Zeitungswissenschaft, hätte ich das in Form von Büchern, Bildern, wie auch immer getan, und das Jurastudium war für mich mehr Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. In dem Prozess, den ich erlebte, wurde Geschehen, für mich jedenfalls, auf einen Platz gestellt und sichtbar gemacht, mit Menschen, die dort zu sehen waren, die dort etwas sagten, aber gleichzeitig wurde das Geschehen sichtbar. Für mich

sicherlich entscheidend war darüber hinaus, dass diese Front oder Phalanx der Richter sich offensichtlich nicht wesentlich verändert hatte. Sie hatten im Dritten Reich studiert, am Krieg teilgenommen und augenscheinlich wenig verarbeitet. Wenn ich zu Hause am Abendbrottisch saß, hörte ich von diesem Vorsitzenden, der den Prozess im Gerichtssaal sachlich gut führte, antisemitische Sätze. Das war gleichzeitig die Aufarbeitung und die Kontinuität, über die ich dann mehr erfahren wollte, im Studium der Rechts- und Staatswissenschaft – wie es damals noch hieß – und das ich kombinierte mit Philosophie.

A. Hochreuter: Also bist du schon mit dem ganzen Widerspruch gegenüber dem juristischen Apparat ins Studium gegangen?

J. Bahr-Jendges: Vollständig, mit diesem Widerspruch, der Mensch ist eine Fortsetzung dessen, was ihn prägte, also geht z.B. als Richter in das Geschehen aus seinem eigenen Hintergrund, und die Chance, da etwas aufzubrechen und zu verstehen, kann sich nur aus dem Willen zu verstehen ergeben und – sicher – aus Leiderfahrung. Dies ging damals jedenfalls nicht in den Justizapparat ein. In Frankfurt war – oder wurde – damals Fritz Bauer Generalstaatsanwalt, dieser beeindruckende, aufrechte, vorbildhafte Jurist auf einsamem Posten, der es ernst meinte mit der Verfolgung der NS-Verbrechen und der Gestaltung einer anderen Justiz.

A. Hochreuter: Und das hattest du mit deinem Vater oder auch mit dem Lebensgefährten deiner Mutter vorher auch schon ausgefochten, dieses politische Bewusstsein?

J. Bahr-Jendges: Also, mit meinem Vater habe ich nie was ausgefochten, zu dem hatte ich etwa dreimal im Leben für ein paar Stunden Kontakt, aber seine Gestalt war immer ein Thema gewesen. Mit meiner Mutter focht ich dies aus, offen und auch offensiv. Und mit dem Lebensgefährten meiner Mutter führte ich diese Diskussion, allerdings begrenzt, soweit seine Haltung dies zuließ. Die Diskussion führte ich eher innerlich, weil ich ja sah, was da in diesem Prozess passierte. Ich hab dann noch Momente mit mir gestritten, ob ich statt ins Jurastudium doch in die Journalistik gehen sollte, was eigentlich die Familie

mehr erwartet hätte (nicht nur wegen des möglichen Stipendiums), weil mein Vater eben Verlagsleiter gewesen war. Und ich habe es sicher aus dem Grund nicht getan, weil ich nicht in seine Fußstapfen treten wollte und hab mir dann diesen Gegenpol gesucht, den Lebensgefährten meiner Mutter, und die Bühne, die ich da zum ersten Mal so vor mir gesehen hatte, und da war es eben klar, dass ich Jura studieren will. Und auch von Anfang an gleich mit dem Ziel: Ich will nur Anwältin werden. Also, ich will nie in diese Richterposition kommen ...

A. Hochreuter: Nicht in den Staat rein?

J. Bahr-Jendges: ... und nie in den Staat rein. Das war aus meiner eigenen Geschichte her nicht „zulässig“. Es gab nur die eindeutig einseitige Interessenvertretung, die Arbeit als Anwältin.

A. Hochreuter: Was mich jetzt natürlich als nächstes interessiert ist, wann der Anstoß war in Richtung feministisches Denken oder wann die Frauen, die Frauenrechte, in deinen Blick gerückt sind?

J. Bahr-Jendges: Ich hatte die Phase der Studentenbewegung aktiv mitgemacht, war Mitglied im SDS und war politisch aktiv und habe auch teilgenommen an der Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt, in der die Frankfurter Genossinnen die berühmten Tomaten auf die „führenden“ Genossenköpfe warfen und die neue Frauenbewegung einleiteten. Das hatte sicher Auswirkungen auf mich, aber ich musste aus meiner persönlichen Geschichte wohl erst einen anderen Weg gehen. Ich habe 1974 als Anwältin angefangen und sogleich früh politische Strafverteidigung gemacht. Von 1975 an habe ich eine RAF-Frau aus dem Kern der ersten Generation über lange Jahre verteidigt und begleitet, und habe Stammheim erlebt und erlitten. Zunehmend mehr habe ich wohl gespürt, dass, sicher auch dadurch, dass ich auch aus der RAF Frauen verteidigt habe, mein Herz und mein Geist, also die weibliche Verbindung von Vernunft und Gefühl, wie nicht nur ich es nenne, auf der Frauenseite waren.

Und so habe ich, Ende der 70er, das Frauenhaus in Bremen mit gegründet, und in den verschiedenen lokalen Initiativen der Frauenbewegung mitgewirkt, bis ich 1980 die Tätigkeit in der RAF-Verteidigung beendete. Da war es dann, glaube ich, das große Glück für mich, ein festes Bein in der Frauenbewegung und auch in der Frauenrechtsbewegung zu haben, als ich mich von der politischen Strafverteidigung verabschiedet habe. Dort hatte ich meinen Platz und der Platz war auch für mich sicher, weil ich schon bekannt und mit Herz und Verstand dabei war und streitfähig aus meiner Zeit der Erfahrung der politischen Strafverteidigung. Ich glaube, das war für Alexandra Goy genauso; es war für uns das Glück, in

dieser Gesellschaft positiv wirken zu können, im Gegensatz zu manchen der männlichen Strafverteidiger aus der politischen Strafverteidigungs-Szene, die auch, weil sie keinen anderen Platz hatten oder fanden, unglücklich oder gar gescheitert sind.

A. Hochreuter: Die ihr politisches Engagement nicht fortsetzen konnten in einer zwar etwas anderen, aber doch letztlich nicht gegenteiligen Linie?

J. Bahr-Jendges: Ja, viele ehemals politische Strafverteidiger haben ihren Platz gehalten, unentwegt gegen den Staat zu kämpfen, nun als Verteidiger von Wirtschaftsbossen und anderen Kriminellen, Dealern und Zuhältern oder gar Menschenhändlern. Okay, auch das war eben eine Folge von 77. Ich habe mich in der Frauenbewegung verankert und mich von der politischen Strafverteidigung verabschiedet, mit der ich begonnen hatte. Und gleichzeitig war es, Ende der 70er Jahre, 78 oder 79, dass wir unsere ersten Treffen von Anwältinnen hatten, in Frankfurt zunächst, und dann relativ bald nach ein, zwei Jahren das Projekt STREIT angingen. 1983 erschien dann die erste Nummer, aber es begann praktisch mit dem Vorlauf, mit unserem unorganisierten Verbund „Anwältinnen finden sich zusammen“, zu dem dann sogleich auch Referendarinnen stießen, die zumeist bei uns Anwältinnen in der Ausbildung gewesen waren.

A. Hochreuter: Ich gehe noch mal einen Schritt zurück, weil ich mir an dieser Stelle immer die Frage stelle, ob Ihr bei den Strafverteidigern eigentlich deutliche Diskriminierungserfahrungen gemacht habt? Die Strafverteidiger stelle ich mir immer als besondere Machos vor, weil sie doch besonders große Selbstdarsteller sind, und andererseits sind einige von euch feministischen Rechtsanwältinnen erst in diesen Büros gewesen, und eigentlich habe ich den Eindruck, nie mit viel Streit da rausgegangen. Also, war das auch diskriminierend, haben sie es euch eigentlich schwer gemacht?

J. Bahr-Jendges: Ja, natürlich, das war ein totaler Männerklüngel, und es lief unter uns auch teilweise unter dem Namen „Bundesliga“. Es gab ja vorher die Strafverteidigertreffen, und da waren auch natürlich Frauen dabei. Das war aber schon ein Gemenge, einerseits mussten wir uns unglaublich durchsetzen und andererseits waren wir eben „andere“ für sie, das machte halt der „kleine Unterschied“. Teilweise war das Gemenge auch durchwoben von persönlichen Beziehungen – so auch eine Weile bei mir – und das machte die Sache auch nicht einfacher. Wie die Situation in gemischten Büros war, weiß ich eigentlich nicht, ich war nie in einem Männerbüro – angenommen später ein kurzes Jahr lang mit meinem damaligen Gefährten in meinem Büro. Ich habe zunächst 1974 mit einer Kollegin angefangen, die ersten drei Jahre, 74-77, bis ich dann alleine weiterge-

macht habe. Ich kann nicht beurteilen, wie das sonst in Büros gewesen ist. Es war dann halt so, dass im Zuge des Endes der Siebziger sich die Frauen, die vorher in den großen Bürokollektiven oder in kleineren gemischten Büros zusammen waren, eigene Büros gegründet haben. Die ersten ausgewiesenen Frauenbüros – Frauen arbeiten mit Frauen für Frauen – wurden etwa gleichzeitig gegründet, zunächst in Berlin, dann Hamburg, Frankfurt, und ich führte es in Bremen fort, mit dem Vorzug, dass ich nie vorher in einem Männerbüro gearbeitet hatte. Ich musste mich innen im Büro nie mit Männern auskämpfen, aber ich wusste, aus der Strafverteidigerriege und aus dem Arbeiten miteinander, dass da eine geringere Wertschätzung war, es sei denn, dass eben persönliche Beziehungen durchwirkten, in denen jedoch auch Hierarchie durchzuschimmern drohte.

A. Hochreuter: Alles andere wäre ja auch merkwürdig. War es ein bisschen vielleicht auch, dass sich bestimmte Frauen trotzdem durchkämpften in dieser besonderen Disziplin? Da muss man wahrscheinlich auch eine ordentliche Härte haben, um zu bestehen.

J. Bahr-Jendges: Ja, klar, das hatten wir ja auch gelernt in dieser Auseinandersetzung mit den Männern, was dann, glaube ich, eine ganze Zeit auch Schwierigkeit für uns selber war, aus dieser Machtschiene rauszukommen, aus dieser Kampfschiene. Aber wir brauchten es zunächst wohl auch, um dann die Frauenbüros zu gründen. Meine Kollegin, Sibylle Tönnies, und ich waren in Bremen die ersten Frauen, die ein reines Frauenbüro aufmachten; ich glaube, zu meiner Zeit, zu Beginn, 1974, waren wir sechs Anwältinnen in Bremen, und keine andere arbeitete alleine oder mit einer anderen Anwältin, außer uns beiden. Folgerichtig aus meiner Entwicklung arbeitete ich dann später allein weiter als feministische Anwältin, ausschließlich für Frauen. Dies war auch nur in den Großstädten zunächst möglich, weil es in Kleinstädten überhaupt nicht denkbar gewesen wäre, so dezidiert politisch zu arbeiten, als feministische Anwältin für Frauen – wie es ja auch vorher nur in Großstädten möglich war, als linke radikale Strafverteidigerin zu arbeiten – und zu leben, mit all den Anfeindungen, die das mit sich brachte, bis zu Todesdrohungen.

A. Hochreuter: Wenn ihr aus der politischen Strafverteidigung kamt, dann war das ja sehr gegen den Staat, und in den Anfängen der Frauenbewegung ging es sicherlich auch gegen den Staat, aber dann hat es sich verändert, war es nicht mehr ganz so schwarz-weiß. Kannst du dich an die Schritte erinnern bzw. wie siehst du diese Entwicklung im Nachhinein?

J. Bahr-Jendges: Da ist, nach meiner Erfahrung, Bremen eine Art Modell gewesen, weil es in Ham-

burg und Bremen – den beiden Stadtstaaten – die ersten Frauenbeauftragten gab, die eine mutige Politik und Öffentlichkeitsarbeit machten und uns und unsere Arbeit unterstützten, die wir ihnen ja auch zulieferten, z.B. in den ersten Entwürfen zu Antidiskriminierungsgesetzen, Opferschutzgesetzen, Gesetzen zur Änderungen des Sexualstrafrechts etc. In Bremen gab es in der Staatsanwaltschaft das erste Sonderdezernat in der Republik für den Bereich Gewalt gegen Frauen und Mädchen und sexuelle Gewalt. Und dieses war hervorgegangen aus einer Arbeitsgruppe, die sich zusammengefunden hatte aus den autonomen Fraueninitiativen und Vereinen, Schattenriss (in anderen Städten Wildwasser oder Zartbitter u.a.), Frauennotruf, Frauenhausgruppen, Therapeutinnen, Kinderärzten, zwei, drei Anwältinnen, der Frauenbeauftragten, jedenfalls zu Anfang, und dem Staatsanwalt aus dem Sonderdezernat. Aus dieser Gruppe von sehr verschiedenen Menschen, aber mit dem gleichen Interesse, wurden wichtige Themen in die Öffentlichkeit gebracht und gleichzeitig in die Institutionen hineingetragen und damit auch in den Justizapparat. Und damit war der Schritt auf den Staat zu getan. Das war in Bremen so und sicher auch in Hamburg, Frankfurt und Berlin.

A. Hochreuter: Weißt du die Zeit ungefähr?

J. Bahr-Jendges: Das muss 81 gewesen sein, jedenfalls Anfang der 80er; da begann jedenfalls die Wende, aber es hat noch sehr lange gedauert bis zu der heutigen Situation, in der Frauen ohne Arg und Weh sich entscheiden in den Staatsapparat hineinzugehen. Es war damals noch ganz klar, dass wir heftigen Widerstand dagegen hatten, auch in dieser Arbeitsgruppe, als eine Polizeikommissarin teilnehmen wollte, weil auch da sich das erste Sonderdezernat gründete, und bei uns noch ganz klar war: Nein, geht nicht, mit dieser ganz klaren Spaltung Staat hier, wir da. Diese Diskussion hatten wir auch überregional in unseren feministischen Juristinnentreffen, den Vorläufern des Feministischen Juristinnentags.

A. Hochreuter: Vielleicht ist das ein gutes Moment, nochmal auf die STREIT und den feministischen Juristinnentag zu kommen, denn da muss ja die Diskussion auch getobt haben.

J. Bahr-Jendges: Da tobte die Diskussion, damals im feministischen Juristinnentag und der Vorbereitung dazu. Da weiß ich auch noch genau, dass die erste Frau aus dem Landeskriminalamt, ich glaube, es war Hessen, dazukommen wollte, und die Diskussion heftig tobte, und die Mehrheit ganz klar der Meinung war: Nein, die lassen wir nicht zu, weil sicherlich die Mehrzahl von uns noch, oder jedenfalls viele, aus der politischen Strafverteidigung kam und ganz klar das Freund-Feind-Schema so auf dem Tablett

ich auch, wenn auch andere als sie. Ich habe einfach Abschied genommen, und es wurde mir erleichtert dadurch, dass ich schwanger wurde und gesagt habe: Im schwangeren Zustand betrete ich dieses Gebäude nicht. Punkt. Und ich habe damit auch Abschied genommen von diesen Mandaten und habe zwar noch fast 20 Jahre lang Strafsachen vertreten, aber keine politischen mehr und mich dann mehr und mehr auf Familienrecht verlegt. Dass ich noch lange Strafsachen machte, hing damit zusammen, dass ich eben über Jahrzehnte mit den Frauenprojekten (z.B. Notruf und Schattenriss, Frauenhaus, Mädchenhaus) praktisch zusammengearbeitet habe und – im Zusammenhang mit der Arbeit mit der und für die STREIT – mich praktisch und theoretisch auf ein Arbeitsgebiet verlegt hatte, das dann Dagmar Oberlies theoretisch umfassend aufgearbeitet hat. Ich habe Frauen vertreten, die wegen Tötungsdelikten, Mord oder Totschlag, Körperverletzung mit Todesfolge etc. angeklagt waren, im ganzen Feld von Beziehungstaten, in denen Geschlechterdifferenz und deren Wertung in der Gesellschaft sich zeigt.

A. Hochreuter: Und das heißt, dieses ganze Feld von: Wie gehen die Vorurteile in die Beurteilung einer für Frauen als ungewöhnlich angesehenen Straftat hinein?

J. Bahr-Jendges: Genau. Wie ist die Bewertung? Wie setzt sich jegliche Diskriminierung durch Vorurteil, durch gesellschaftliche Bewertung der Rolle, der Gestalt von Frauen, wie setzt sie sich fort? Und das ist ja im Strafrecht gut wiederzufinden, ganz klassisch in der Differenzierung zwischen Mord und Totschlag, und das ließ sich in jedem Fall gut wiedergeben. Das habe ich solange gemacht, bis es sich für mich wiederholte, ohne dass es noch ein Echo gab in der Strafverhandlung, außer meiner eigenen Stimme, die Wiederholungen von sich gab...

A. Hochreuter: Jetzt habe ich gerade zwei Sachen auf einmal im Kopf. Das eine, dass die STREIT eigentlich gut den Versuch widerspiegelt, die Erfahrungen auch wissenschaftlich aufzuarbeiten, auch mit den ersten Frauen, die das in wissenschaftlichen Institutionen machten. Und andererseits das Thema, wie es war, aus der Frauenhausbewegung kommend, mit Gewalt gegen Frauen zu tun habend, den großen Schritt von der Verteidigung zur Nebenklage zu gehen. Hast du das auch schon relativ früh angefangen? Auch diese Diskussionen haben sich, glaube ich, in der STREIT und beim FJT widerspiegelt?

J. Bahr-Jendges: Das hat sich eigentlich alles entwickelt, das war ja das Anziehende auch für uns selbst, in diesen verschiedenen Ebenen praktisch zu arbeiten und in der STREIT immer wieder unsere praktische Arbeit zu reflektieren, oder eben für die

J

lag, dass wir genauso scharf und klar trennten: Nein, die nicht. Das hat ganz lang gedauert, bis sich da was verändert hat. Auch da, denke ich, war Bremen für mich eine Stadt oder eine Umgebung, etwas zu überdenken, weil ich Bremen als eine tolerante Stadt erlebte, nicht abgeneigt, sondern bemüht, gesellschaftliche Neuerungen aufzunehmen. Die Ebenen verwischten sich und begannen sich, ganz vorsichtig, wahrzunehmen, ernst zu nehmen und sich auch zu akzeptieren. Und es ist ja nicht so, dass es den Frauen, der Frauenbewegung, nicht auch genutzt hätte, es hat sich ja tatsächlich etwas bewegt. Dieser Prozess hat aber sehr lange gedauert.

A. Hochreuter: Hatte sich eigentlich in diesem Zeitpunkt dein Arbeitsfeld schon stark vom Strafrecht in Richtung Familienrecht verlagert oder kam das erst später?

J. Bahr-Jendges: Das hatte sich schon verlagert. Ich habe, wie gesagt, 1980 der politischen Strafverteidigung Ade gesagt. Das hing – ganz banal – damit zusammen, dass ich schwanger wurde und gesagt habe: Nie wieder Stammheim, also nie wieder nach Stammheim rein und nie wieder in das Gebäude rein, in dem ich jahrelang ein und aus gegangen war. Meine Mandantin hatte schreckliche Erfahrungen gemacht, und

anderen Frauen, die aus der Theorie kamen, das Theoretische widerspiegeln zu lassen, also zwei Seiten auf eine Ebene zu bringen, und das passte ja nun auch historisch gesehen; so wuchsen die Zeitschrift und ihre Inhalte mit unserer Tätigkeit. Es stimmte für uns völlig überein. Dieser Schritt von der Verteidigung zur Nebenklage war für uns nicht schwierig, weil die theoretische Begründung und der praktische Handlungsablauf so dicht waren und so eng verbunden, dass da überhaupt kein Dilemma für uns war. Es gab natürlich Diskussionen mit männlichen Strafverteidigern, die sich nicht vorstellen konnten, in diese Rolle zu wechseln, und konkret mich in Bremen auf die Nebenklagerolle – Frau als Opfer – festlegen wollten und überhaupt nicht damit klar kamen, dass ich dann in der nächsten Woche die Rolle wechselte als Strafverteidigerin einer Frau. Ich konnte ihnen gar nicht klarmachen, dass es sich um dasselbe Thema handelte, nämlich, wie wird eine Frau in dieser Gesellschaft gesehen und bewertet und für welche Handlungen oder auch für welche Untätigkeiten hat sie in dieser Gesellschaft Raum oder nicht und wird bestraft oder nicht. Das haben auch Richter und Staatsanwälte schwer begriffen, und haben es langsam begreifen müssen und einige, es ist alles ja auch immer personenbezogen, konnten es begreifen und nachvollziehen und andere nicht. Je nach ihrem Wunsch und ihrer Fähigkeit etwas verstehen zu wollen.

A. Hochreuter: Für dich war dann diese Nebenklage persönlich gar nicht so ein großer Schritt, das hat sich eigentlich logisch ergeben?

J. Bahr-Jendges: Das hat sich völlig logisch, zwangsläufig ergeben aus der Beschäftigung mit dem Thema: Was für eine Zuweisung wird einer Frau gegeben in dieser Gesellschaft und welche Verwicklungen gibt es? Wie wird sie wahrgenommen und bewertet, als Objekt? Als Subjekt? Als eigenständige Person? Als Teil eines Paares? usw. Unser Impetus war, der anderen Seite, so sie andere Seite ist, unsere Themen aufzuzwingen und ihnen aufzuzwingen, doch mal ihre Augen, Ohren aufzumachen und zu verstehen, worum es geht, also auch das alte Freund-Feind-Schema aus der alten theoretischen Debatte zu lassen, die aus der marxistischen Theorie ebenso herkam wie aus der faschistischen sowie jeder fundamentalistischen, die in Fronten und Kriegen mündet.

A. Hochreuter: Was sind denn, wenn du dir das jetzt so anschaust, für dich Erfolge, auf die du gucken kannst?

J. Bahr-Jendges: Ja, Erfolge gab es ganz sicher in dem Bemühen anderer Behandlung von Gewalt gegen Frauen, und insbesondere sexualisierter Gewalt,

durch die klare Position in der Nebenklage und in der Opfervertretung. Und ich kann für mich auch sagen, dass in der aktiven Verteidigung von Frauen, die Täterinnen waren, der Erfolg war, eine andere Wahrnehmung zu erreichen und ein anderes Verstehen, wenn auch zuweilen nur begrenzt und einzelfallbezogen. Manchmal dauerte es lange. Inzwischen denke ich da auch wieder anders drüber, aber damals, und rückblickend, brach etwas auf. Das war uns zu verdanken. Schlichtweg.

Ebenso wie im Bereich des Familienrechts, Themen vorzubringen, Gewalt in der Familie natürlich, Unterhaltsprobleme, geschlechterbezogene und geschlechterhierarchische Probleme, auch im Sorgerecht, wie wächst ein Kind in unserer Gesellschaft heran in dieser völlig geschlechter-hierarchischen Schieflage zwischen Eltern, die verschiedene Rollenbilder haben und gestalten. Das alles haben wir ganz konsequent und unerbittlich zum Thema gemacht, ohne die Gefahr oder die Besorgnis, dass wir Richter damit nerven. Da haben wir einfach drauflos geredet, und sie gezwungen uns zuzuhören. Ich denke im Nachhinein, dass das etwas bewirkt hat. Es lässt sich ja auch nicht leugnen, dass sich in der Gesetzgebung dann – eine Weile jedenfalls – etwas getan hat; obgleich es jetzt wieder anders und rückwärts läuft, hin zur Familie, die jedenfalls ohne Vater unvollständig und minderwertig ist. Und die Frau ist nur vollwertig im Paar – vielleicht lässt sich daraus auch die Sehnsucht von Lesben und Schwulen nach gesellschaftlicher Anerkennung in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft erklären – ganz abgesehen von der

profanen ökonomischen Absicherung – weil sie immerhin dann ein Paar sind, ein anerkanntes Gebilde.

A. Hochreuter: Ja, und ich denke, klar, man hat nicht die Männergewalt in der Gesellschaft verhindert, aber der Umgang damit hat sich extrem geändert. Bestimmte Gedanken sind Selbstverständlichkeit geworden, ihr habt erzwungen, dass bestimmte Fragen immer mit gedacht werden müssen. Das ist schon ein Schritt weiter. Das macht immer noch nicht den Himmel auf Erden ...

J. Bahr-Jendges: Nein, das macht nicht den Himmel auf Erden und – aber dies ist vielleicht vorgreifend – es ergibt für mich im Nachhinein die Besorgnis, dass eben Erfolge auch wieder zunichte gemacht werden können. Aber so ist Geschichte. Rückblickend erst einmal: Es hat in den ersten 15 Jahren ab Anfang der 80er sicherlich eine unglaubliche Veränderung gegeben – und das hat sich gelohnt. Das war auch für uns, glaube ich, gar kein besonderer Energieaufwand, wir hatten diese Energie. Wir hatten den Impetus, das einfach zu tun. Wobei ich denke, dass einige von uns, die durch dieses Handwerk der politischen Strafverteidigung gegangen waren, da auch eine Menge an Handwerkszeug mitgenommen haben, sodass es für uns später leichter war, etwas durchzusetzen, weil es uns geläufig war. Wir konnten und wollten streiten. Manche haben uns vorgeworfen, wir seien so gnadenlos in unserem Impetus. Aber ich bin überzeugt, dass nur unsere beständige Energie und Unerbittlichkeit, das zu tun, was wir richtig und überzeugend fanden, zu dem Erfolg geführt hat.

A. Hochreuter: Ich denke mal, wenn ich an meine Studienzeit zurückdenke, dass ihr die wesentlichen Dinge für das Auftreten „vor Gericht“ sicherlich erst in dieser Anwaltszeit gelernt habt, denn das Studium hat ja so was Weltfremdes, da muss man durch, aber das ist nicht wirklich vorbereitend.

J. Bahr-Jendges: Ja gut, aber das war bei mir schon ein bisschen leichter, dadurch, dass ich organisiert war im SDS und öffentliches Reden auch während des Studiums – z.B. bei der Gründung und Ausgestaltung der „Kritischen Universität“ – schon gewohnt war und zudem, im beschaulichen Tübingen, als Frau auch nicht von den Genossen zum Küchenmädchen degradiert war, obwohl natürlich auch unter uns Geschlechterhierarchie herrschte. Wieso hätten wir auch frei davon sein sollen. Im Studium hatten wir natürlich keine Chance als weibliche Studenten. Ich glaube, wir waren zehn Frauen in unserem juristischen Studium unter Hunderten in Tübingen, und waren natürlich von keinem Professor auf irgendeine Weise ernst genommen, wahrgenommen schon gar nicht, manchmal, dann entweder als Se-

xualobjekt oder als Neutrum, auch wenn wir ja eigentlich hätten sichtbar sein müssen, weil wir ja so wenige waren. Aber durch die politische Tätigkeit war für mich der nächste Schritt einfacher, ins Handwerk der Anwältin zu gehen und so einen doppelten Boden zu haben, einerseits die Energie etwas zu tun und andererseits eine klare Grundlage zu haben, vorher schon etwas gedacht zu haben über die Situation der Gesellschaft. Und weil ich auch immer sagte, was ich dachte und tat, was ich sagte, fühlte ich mich auch nicht gehindert durchzusetzen, was ich für überzeugend und richtig befand. Und das ging einigen von uns so, glaube ich, sodass wir es dadurch auch, im Nachhinein gesehen, leichter hatten.

A. Hochreuter: Bestimmtes Handwerkszeug gelernt und bestimmte Denkstrukturen schon ganz klar ...

J. Bahr-Jendges: Schon ganz klar gehabt zu haben und darin auch unnachgiebig zu sein und nicht so leicht aufzustecken. Und wenn uns etwas erschreckte, haben wir eben trotzdem weitergemacht. Auf allen Ebenen zu sagen: Wir verstehen unser Handwerk und darüber hinaus wissen wir sogar noch mehr als nur dieses Handwerk, und deshalb treten wir hier auch nochmal anders auf und wollen, dass auch dieses Wissen wahrgenommen wird. Vielleicht hatten wir es sogar leichter...

A. Hochreuter: Denkst du manchmal, wenn du heute auf Diskussionen guckst oder meinetwegen Diskussionen zuhörst beim feministischen Juristinnentag oder so, dass wir wankelmütiger sind? Es ist ja „unideologischer“ geworden. Und das ist so ein Wort, das ich schon nicht mehr hören kann, weil es so ein vermeintlich positiver Begriff geworden ist, unideologisch, und man kann das ja auch anders sehen, als wankelmütig oder ohne klare Linie. Geht dir das manchmal so?

J. Bahr-Jendges: Ich würde eher sagen, ohne klare Linie. Also das Wort „ideologisch“ ist natürlich inzwischen ein Schimpfwort geworden; teilweise berechtigt, aus dem, aus unserem vergangenen Tun, in dem wir tatsächlich ja auch eine Zweiteilung vorgenommen haben. Ja, es gab das Freund-Feind-Schema, nach dem wir klar gehandelt haben – und auch gedacht haben. Aber, jetzt mal das beiseite, gab es bei uns tatsächlich, oder gibt es wahrscheinlich noch – deshalb betrachte ich mich auch immer noch so als Dinosaurierin – so etwas wie Eindeutigkeit des Denkens und Handelns. Sicher angetrieben von einer großen Neugierde, Neues aufzunehmen. Das war, wenn ich so zurückdenke, der Vorzug meines Heranwachsens nach dem Krieg, zudem als Tätertochter, und dann des Heranwachsens in der politischen Studentenbewegung, dieser unglaubliche Drang, alles aufzunehmen, also zum Beispiel auch alles über rechte Theorien erfahren zu wollen mit der Begründung:

Ehe wir nicht von allem Kenntnis haben, alles durchschauen, können wir uns überhaupt kein Urteil anmaßen und auch keine eindeutige Stellungnahme. Das habe ich als Vorzug empfunden, diese breite Spur zum Verstehen. Und ja, das ist halt meine Kritik am Postfeminismus zuweilen, dass zwar die Vielseitigkeit aufgeblättert wird, aber es der Stellungnahme oder der Position ermangelt. Gut, ich will da auch nicht mehr drüber werten, weil so ist Zeit, so ist Zeitgeschichte, dass sie sich halt ändert und dass es dann auch keine Einwirkungsmöglichkeiten mehr gibt, aber ich würde es mir manchmal anders wünschen.

A. Hochreuter: Ich gehe jetzt noch einmal auf einen anderen Begriff ein, weil mir das selbst ein Anliegen ist: Dieser Slogan „Das Persönliche ist politisch“, der kam ja ganz klar aus der zweiten Frauenbewegung, hatte der für dich eine Bedeutung? Und hat er heute noch eine Bedeutung für dich?

J. Bahr-Jendges: „Das Persönliche ist politisch“ geht für mich noch weiter zurück, nicht nur auf die Frauenbewegung, sondern das ist für mich sowieso die Entstehung des politischen Bewusstseins und des Bestandes von Personen in dieser Gesellschaft. Das fand ich immer völlig richtig, und das würde ich heute auch immer noch sagen. Das hat auch damit zu tun, was ich eben sagte: Es fehlt mir dann doch oft die Eindeutigkeit. Für mich war früher Authentizität wichtig und ist es heute noch, und ich glaube, damit habe ich mir auch Respekt von Richtern oder Institutionen erworben, die mich ja ansonsten völlig daneben wähten, und eben die Eindeutigkeit kritisierten, die nicht durchgängig freundlich war, weil die Sachverhalte und Verhältnisse und die Personen darin nicht freundlich waren. Ich habe ja immer betont, dass ich sage, was ich denke und dass ich lebe, wie ich denke und so handle, und es muss darin etwas Authentisches geben und darin ist auch für mich dieser Satz „Das Private ist politisch“ richtig und hat seinen richtigen Platz. Und das heißt selbstverständlich nicht, dass das Private auch öffentlich sein soll.

A. Hochreuter: Wenn du diesen Satz als Messlatte anlegst auf, sagen wir, politische Bewegungen heute, ist das für dich ein Kriterium?

J. Bahr-Jendges: Das ist für mich ein Kriterium, ja. Ich habe immer Schwierigkeiten gehabt auch mit insbesondere jungen und jüngeren Kolleginnen und Kollegen, die sich als politische Menschen in politischen Bewegungen „rumtummeln“, sage ich mal ein bisschen abschätzig, in heutigen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, dass da oft ein ganz, ganz großer Graben ist zwischen dem, was sie als Spruchband vor sich hertragen und in der Öffentlichkeit meinen zu tun, und ihrem privaten Leben. Damit komme ich nach wie vor nicht klar. Das kann auch ei-

nen Unterschied machen im eigenen privaten Umgang. Ich denke, darin haben wir uns auch in der STREIT gefunden, Frauen, die genau diese Haltung oder dieses Denken und dieses Tun im Leben haben. Ich denke, das hält uns in der STREIT zusammen, wie auch immer.

A. Hochreuter: Damit komme ich weiter zu der Frage, die z.B. für die Zukunft der STREIT wichtig ist: ob sich Frauen auch geändert haben? Ob es schwierig ist, heute Frauen zu finden, die das auch so verkörpern? Vielleicht ist es aber auch ein gesamtgesellschaftlicher Wandel – Du hast eben gesagt Geschichte geht eben in Wellen –, denn die jüngeren Frauen sind von anderen geschichtlichen Zeiten geprägt.

J. Bahr-Jendges: Ich denke, dass wir uns entscheiden müssen. Das tut mir zwar oft weh. Und das ist ein Grund dafür, dass ich mich auch inzwischen mehr und mehr zurückziehe, weil ich das Geschehen in den Gerichten oft nicht mehr ertragen kann, dass die Welle rückwärts geht, dass es nicht mehr um Frauenrechte geht, ganz im Gegenteil, wie ich das schon vor 25 Jahren geschrieben habe, dass es wieder, wie früher, um Väterrechte geht, dass selbst Kinderrechte in dieser Gesellschaft minderen Wert haben, etwa wenn es um ihren Lebensbedarf, den Unterhalt, geht, der immer hinter dem Selbstbehalt der Väter zurücksieht, dass Würde kein Recht bildet. Ich merke, dass wir, derzeit jedenfalls, kaum eine Einwirkung mehr

haben, was bei uns Älteren zunehmend daran liegen mag, dass wir auch nicht mehr die Illusion haben oder auch nicht mehr die Energie haben, die wir früher hatten, als wir begannen, die Welt verändern zu wollen. Ich denke, wir haben Impulse gegeben, ganz wichtige Impulse. Es hat sich dadurch in einem günstigen geschichtlichen Moment etwas bewegt, was im Moment, denke ich, stillsteht oder sich gar rückwärts bewegt. Und das finde ich traurig, denke aber und sehe, dass dies derzeit unabänderlich ist, und ich hoffe, dass vielleicht irgendwann in 20 Jahren die Welle wieder vorangeht. Ich glaube, dass wir uns derzeit bescheiden müssen und dass wir akzeptieren müssen, dass auch Projekte wie STREIT nicht unendlich und gleichbleibend beständig sind, dass das aber noch lange nicht heißt, dass wir versagt haben. Die Geschichte läuft, das hat Engels schon gesagt, hinter unserem Rücken ab, so sehr wir auch versuchen, diesen Lauf vorn anders zu bestücken. Das wird es nicht ändern. Wir können weiter beobachten, den Mut nicht verlieren und den Frauen weiter Mut machen, so gut wir es können. Die erste Frauenbewegung endete und wurde Zeitgeschichte; und 20 Jahre später wurde sie hervorgeholt, und die nächste Welle kam. Ich denke, das kann und sollte immer unsere Hoffnung sein, dass sie wieder und weiter rollt. Ich lebe an einem Fluß, der Weser; und schaue täglich aus den Fenstern auf die Veränderungen dieses Flusses, der mal langsam und mal schnell, mal still, mal unruhig ist, mal mit hohen Wellen und Überschwemmung bis auf den Deich hinauf, mal hell, mal dunkel. Er hat mich viel gelehrt und nachdenklich gemacht.

Auf STREIT bezogen: ich freue mich, wenn sie denn solange wie möglich beständig ist, erhalten bleibt, ich freue mich, wenn junge Frauen dazukommen, frischen Wind in die alten Wellen bringen, und zwar aus beiden Richtungen, aus der Praxis wie aus der Theorie, Wissenschaft und Institutionen, und dazu beitragen, dass unsere feministischen Gedanken weiter ziehen, wie sie schon eingezogen sind, in die Institutionen, in die Universitäten. Sie wandeln sich derzeit, was wir auch mit Sorge sehen oder mit Traurigkeit, wie auch immer, wenn es dann manchmal nur noch um Gender geht und nicht mehr um Frauenrechte, um feministische Politik, aber so ist die Geschichte eben, sie läuft anders als wir es dachten. Und wenn das dann so ist, dann werden auch junge Frauen aus verschiedenen Richtungen diesem Projekt STREIT eine andere Richtung geben können, die uns nicht behagt.

A. Hochreuter: Oder sie geben dem Projekt STREIT irgendwann eine andere Richtung, weil das die ist, die jetzt nötig ist.

J. Bahr-Jendges: Mag durchaus sein, zumal wir sehen müssen, dass eine gewisse Erstarrung darin lie-

gen mag, wenn wir, aus Überzeugung oder aus Gewohnheit oder ganz unhinterfragt, an rigiden Vorstellungen festhalten. Das gab es ja auch in der Geschichte immer, die Frauen, die an ihrer eigenen Geschichte festhielten – Anita Augspurg ist so ein Beispiel – und die, natürlich durch das Überrollen der großen Geschichte, der ganz großen Welle gescheitert sind. Ich wünsche mir, dass wir fähig sind flexibel auf uns selbst und die Situation zu reagieren und einzubeziehen, dass alles sich ändern kann und nicht alles unabänderlich bleibt. Und deshalb hoffe ich auch für die STREIT auf die Chance, die Richtung zu halten oder einzuschlagen, die nötig ist.

A. Hochreuter: Zum Schluss noch eine andere Frage: wie würdest du deinen persönlichen Freiheitsbegriff beschreiben? Weil ich denke, dass Frauenbewegung/Emanzipation viel damit zu tun hat, sich einfach die Freiheit zu nehmen, bestimmte Dinge machen zu wollen. Auf der anderen Seite steht dann immer die Verantwortung für Lebensgrundlagen, was auch ein ökologisches Thema ist, aber bei Frauen sehr oft mit Verantwortung für andere Menschen, für die Eltern, für die Kinder zu tun hat.

J. Bahr-Jendges: Ich habe ja in meinen Artikeln in der STREIT immer die These vertreten, dass es die Frau als Freie, als freier Mensch in dieser Gesellschaft eigentlich noch gar nicht gibt. Und ich glaube dies immer noch. Ich hab immer die These vertreten, dass fortwährend, mit einigen Brüchen und Änderungen, durchweg in der Geschichte die Frau immer nur sichtbar ist als Teil des Paares. Das ist vordringlich sichtbar im Familienrecht, weil, um mal zum alten Hegel zurückzukommen, die deutsche Ideologie sich auf dem System von Familie gründet und es gleichzeitig bildet. Es gab so kurze historische Sekunden, und daran haben wir, glaube ich, teilgehabt in den beiden Jahrzehnten der 70er und 80er Jahre, als wir unserem Impetus und unserer Unnachgiebigkeit Raum gaben, der Frau eine andere, eigenständige Gestalt zu geben, für sich selbst und in der gesellschaftlichen Position und in der Auseinandersetzung um eine neue notwendige Freiheit. Wir haben uns den Raum genommen, aber der Raum wurde uns auch gegeben. Das war gut so.

Ich glaube, dass, jedenfalls für mich aus meinem Erleben, jetzt wieder angesagt ist: Frau nicht als Frau, sondern Frau als Paar, als Teil der Familie, wie auch immer diese sich definiert. Dies ist ganz sichtbar in der ganzen politischen Debatte, in der nicht mehr über Frauenrechte geredet wird, sondern über Familienförderung, um Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Das heißt, Frau wird wieder unsichtbar und um Freiheitsrechte für sie geht es nicht mehr, auch nicht um weibliche Würde. Ich kann für mich sagen, für mich sind Freiheit und Würde immer unglaub-

lich wichtig, allerdings verbunden mit der Verantwortung und Forderung für und nach Freiheit und Würde für andere Menschen, für ein verantwortliches Miteinander, das Eigenständigkeit ja nicht ausschließt. Ich würde, glaube ich, mir kaum irgendeine Rolle oder Position vorschreiben lassen, die meine Freiheit ausschließt, Dinge zu tun, die ich für richtig halte, sofern sie allerdings anderen keinen Schaden zufügen. [...] obwohl in meinem privaten Leben wie in meinem beruflichen Leben habe ich mir Freiheiten genommen. Das ist aber sicher selektiv von mir wahrgenommen. Und, das ist sicher die Gefahr der selektiven Sichtweise von Frauen, die sich eine bestimmte freie Position in der Gesellschaft errungen haben, dass sie diese selektive Sichtweise allgemein übertragen und meinen, dass Frauen heutzutage Freiheit in großem Maße und ausreichend hätten. Sie haben sie sicherlich im Verhältnis oder im Vergleich zu Frauen vor hundert Jahren. Das ist sicherlich so. Meine Besorgnis ist jedoch, dass die Frau als Gestalt, als freie Frau, wie sie zum Beispiel 1789 in der Auseinandersetzung um die Menschenrechte, und wie sie dann in den Frauenkämpfen der Siebziger Jahre bei uns wieder auftauchte, dass diese schon wieder verschwunden ist, im Gebilde der Familie verschwindet, eben als Teil des Paares, undenkbar und unsichtbar ohne Mann und Vater. Aber vielleicht ist das ja altmodisch feministisch gedacht....

A. Hochreuter: Als Paar. Oder vielleicht auch, dass die Freiheit jetzt nur noch verstanden wird als Freiheit, sich beruflich zu verwirklichen, Freiheit, Karriere zu machen, Freiheit, die Kinder auch mal abgeben zu dürfen, aber im Grunde Mutter sein zu müssen, das alles machen zu müssen ...

J. Bahr-Jendges: Immer verbunden mit einem anderen Bild und immer verbunden mit einer anderen Gestalt, insbesondere eben als Mutter, aber der Mutter nicht als Frau, sondern als praktisch geschlechtsneutraler Elternteil neben dem gar nicht geschlechtsneutralen Vater, der ja, auch in der Rechtsgeschichte, eine ganz andere Position, eine ganz andere Rechtsposition, nicht nur Lebensposition hatte und nun wieder hat. Da sehe ich die Gefahr des großen Rücklaufs. Oder die Frau im Beruf, auf der Karriereleiter, frei von Kindern dann, geschlechtsneutral, sozusagen frei vom Geschlecht.

Die Sichtweise auf Rechte von Frauen und die Forderung, für Rechte von Frauen zu kämpfen, zum Beispiel durch die Internationalisierung und Institutionalisierung der Nebenklage in Kriegsverbrechertribunalen ist ja fokussiert auf Frau als Opfer und Objekt und nicht auf Frau als Subjekt in der Entfaltung von Freiheit und von Freiheitsrechten, zumal es in der Sichtbarmachung der Opfer in den Tribunalen vordringlich um die Sichtbarmachung der Entwürdi-

gung von Frauen und nicht um ihren Kampf um Würde geht, wie es mir scheint. Auch da haben m.E. unsere Bemühungen, dadurch so etwas wie Menschenwürde auch als Frauenwürde weiter zu transportieren, oft nicht weiter gereicht, als ihren Opferstatus und Objektstatus sichtbar zu machen. Es hat nicht dazu geführt, dass sie Akteurin wird, Akteurin ihres eigenen Lebens und auch der anderen Leben. Das ist meine Besorgnis, aber ich würde mich freuen, wenn sich das ändert. Ja, und deshalb wünsche ich mir immer weiterhin Freiheitsrechte, um so mehr, wenn ich sie wirklich noch nicht sehe. Und STREIT sollte dazu beitragen, diese Gedanken nicht zu verlieren, sondern weiterzutragen.

A. Hochreuter: Das perfekte Schlusswort. Danke schön!